

# Das grosse Kriegsjahr 1799 in der Schweiz

Autor(en): **Schneebeli, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **179 (1900)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374230>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gemeindepräsident in Reggio, Direktor des kant. Lyceums in Lugano, Mitglied des Großen Rathes von 1882—90, Verfassungsrath und Staatsrath von 1890—92, von 1889 bis 92 Ständerath und 1892 Bundesrichter.

Claußen, Felix, von Mühlebach, Wallis, katholisch, ist 1834 geboren. Er war Sekretär des Finanzdepartements, Amtskläger, Mitglied des Großen Rathes von 1866—91, Ständerath 1870—72 und 1878—84, Ersatzmann des Bundesgerichtes von 1871—91, von da an Bundesrichter.

Dr. Winkler, Joh., von Luzern, wurde 1845 geboren. Er ist Mikatholik und studirte in Heidelberg und Zürich die Rechte, war Mitglied des Großen Rathes von 1873—93, zuletzt Advokat. Von 1873—93 amtete er als Suppleant beim Bundesgericht, bis er 1893 Bundesrichter wurde.

Dr. Attenhofer, Karl, von Sursee, Luzern, katholisch, geb. 1836, wurde ebenfalls bei der Erweiterung des Bundesgerichtes 1893 nach Lausanne berufen. Er hatte in München und Heidelberg studirt, dann bis 1871 advozirt, wurde 1871 ins Obergericht gezogen, dessen Präsident er von 1883—93 war.

Dr. Bachmann, Jakob Huldr., von Stettfurt, Thurgau, ist 1843 geboren, reformirt. Er studirte in Zürich, Heidelberg, Leipzig, Berlin und Paris die Rechte, war von 1872—94 Bezirksgerichtspräsident, dann Oberrichter, daneben seit 1877 Großrath, von 1881—95 Nationalrath, seit 1895 Bundesrichter.

Dr. Lienhard, Hermann, von Bözingen, Bern, geb. 1851, reformirt, ist wieder ein selbstgemachter Mann, der vom Advokaturschreiber zum Sekretär des Innern, Oberrichter, Chef der rechtlichen Abtheilung des eidgen. Versicherungsamtes, Regierungsrath 1890—95, nachdem er schon 1886 Großrath geworden und Ständerath von 1890 bis 95 gewesen, avancirte. Als Ersatzmann des Bundesgerichtes hatte er von 1893—95 fungirt, um 1895 auch Bundesrichter zu werden.

Monnier, Fr. Aug., von Dombresson und Neuenburg, ist 1847 geboren. Er hat in Neuenburg, Berlin und Paris die Rechte studirt. Dann advozirte er. Er gelangte 1889 in den Großen Rath, nachdem er schon ein Jahr vorher Stadtpräsident von Neuenburg geworden. 1893 zog man ihn in die Regierung und wählte ihn auch in den Ständerath. 1896 wurde er Nachfolger von Cornaz im Bundesgericht.

Dr. Weber, Leo, von Solothurn und Bern, geb. 1841, Mikatholik, ist endlich das jüngstgewählte Mitglied des Bundesgerichtes. Er ist einer der tüchtigsten Schweizer Juristen. Von 1867—82 advozirte er in seinem Heimatkanton, der ihn auch von 1875—82 in den Nationalrath abordnete. 1882 wurde Weber ins eidgenössische Justizdepartement gezogen als Redakteur für die eidg. Gesetzgebung, in welcher Stellung er bis 1897 verblieb. Seit März 1897 gehört er dem Bundesgericht an.

## Das große Kriegsjahr 1799 in der Schweiz.

Von Heinrich Schneebeli.

„Jahrhunderte hindurch“, schreibt Professor Dr. Dechsl in seinem historischen Werke „Vor 100 Jahren“, „wurde die Schweiz als die Insel der Glückseligen beneidet. Inmitten der kriegslustigen Mächte des Erdtheils hat sie einen ununterbrochenen äußern Frieden genossen und die Neutralität zum unwandelbaren Prinzip ihres politischen Daseins erhoben. Im Jahr 1798 wurde dieser Nimbus jählings zerstört, wo das revolutionäre Frankreich mit geringem Kraftaufwand die alte Eidgenossenschaft sammt ihrer Neutralität in Trümmer schlug. Dieses Jahr lieferte den Beweis, daß unser Land ein dem Tode verfallenes Staatswesen war. In der Geschichte, wie in der Natur gilt der Satz, daß nur das Lebendige ein Anrecht auf das Dasein hat. Ein Staatswesen, das beim ersten Stoß in Staub und Moder zerfällt, hat vor dem Richterstuhl der Geschichte nur das Schicksal gefunden, das es verdient hat.“

Seit der Eroberung der Po-Ebene durch General Bonaparte war in Paris der Plan aufgetaucht, sich der Alpenveste zu bemächtigen, durch welche die kürzesten Verbindungen nach Italien gingen, von der aus Deutschland in der Flanke, Oesterreich in seinen Kernlanden bedroht werden könnte. In den ersten

Monaten des Jahres 1799 wurde der Feldzug gleichzeitig in Süddeutschland, in der Schweiz und in Italien eröffnet. Die Verbündeten ihrerseits beabsichtigten, durch die von den Franzosen gewonnenen Länder und Republiken in Frankreich einzubrechen. Der Bund des Königthums gegen die französische Republik, dem das Gold Englands zu Gebote stand, hatte einen großen Krieger, den Erzherzog Karl von Oesterreich an die Spitze seiner Heere gestellt. Der Kaiser von Rußland, ein hitziger Feind der Republiken, sandte den genialen Sonderling, den Türken- und Polenbezwinger Graf Alexs Suworoff mit 45,000 Mann nach dem nördlichen Italien. Oesterreich zog seine Hauptmacht zwischen der Donau und dem Lech zusammen. Die französische Regierung hatte nach einem riesenhaften Plan eine Operationslinie vom Rhein durch die östliche Schweiz bis Venedig gezogen.

Auch die helvetische Republik zog das Militär-gewand an. Beim Einrücken der Oesterreicher in Graubünden forderte Frankreich die Stellung eines Hülfsheeres von 18,000 Mann, sowie die Auflösung der 5 Schweizerregimenter im Dienste des Königs von Sardinien. Dieses Hülfscorps sollte aus ge-

worbenen Freiwilligen gebildet werden. Frankreich übernahm Besoldung und Unterhalt, sowie die Lieferung der Uniformen und Waffen. Die jungen Helvetier legten aber eine unüberwindliche Abneigung gegen den französischen Kriegsdienst an den Tag, so daß die kleine Armee nur auf 5000 Mann gebracht werden konnte, obschon durch Proklamationen, Lieder und Predigten das Volk überall bearbeitet wurde.

Die ganze Nation erwünschte die Franzosen. Ganze Trupps junger Leute gingen über die Grenze und ließen sich in die romanische Legion einreihen, die in englischem Solde stand, unter dem Waadtländer Obersten Roverea. Dem gegenüber entwickelte das Direktorium ein Schreckenssystem, welches nur durch die geringe Zahl der Hinrichtungen von demjenigen Robespierre's verschieden war. Desertion und Aufreizung wurden mit den schwersten Strafen geahndet. Draconische Gesetze verhängenden Tod gegen Werber in andere Dienste, Tod gegen die Weigerung, in die helvetische Elite einzutreten, Tod gegen die Verführer zu solchem Ungehorsam. Freimüthige Zeitungen und Schriften

wurden unterdrückt, die Verfasser bestraft. Spione lauerten in allen Winkeln Verdächtigen auf und die Kerker füllten sich. Schließlich gelang es, 20,000 Milizen an die Grenze zu bringen. Aber mangelhaft organisiert und bewaffnet, einem unfähigen Führer aus Solothurn untergeordnet, stellte sich im Momente der Gefahr das Aufgebot als kläglich heraus.

Massena hatte den Oberbefehl über die französischen Truppen übernommen. In der Mitte des Feuers und der Verwirrung der Schlachten trat dieser 41jährige Held, der nicht einmal im Stande war, einen Brief zu schreiben, überaus groß und

stolz auf. Der Kanonendonner erhellte seinen Kopf, schärfte seinen Verstand und verlieh ihm Geist und Munterkeit. Wie der Geist war auch der Körper kräftig und zäh. In der Schlacht hielt sich der Soldat des Sieges gewiß, sobald er Massena an seiner Seite hatte. Er wäre ein großer Feldherr gewesen, wenn er, von schändlicher Habsucht beherrscht, nicht nur die Bewohner des Kriegsschauplatzes übermäßig

ausgesogen, sondern auch seine eigenen braven Soldaten um das Ihrige betrogen hätte. Die französischen Generale, meistens im kräftigsten, zum Theil erst im angehenden Mannesalter, beinahe alle durch die Revolution in sieben Jahren vom Soldaten zum General emporgestiegen, besaßen vorzüglich militärische Eigenschaften, schnelle Orientirung, richtiges Augenmaß und Geschicklichkeit in Verwendung der verschiedenen Waffenarten.

Massena eröffnete den Kampf durch einen Angriff auf Graubünden, erstürmte die Luziensteig, nahm die Oesterreicher in Chur gefangen und unterwarf in kühnem Siegeszug ganz Rhätien. Doch das siegreiche Vordringen der Verbündeten in Deutsch-



Fürst Suworoff-Kimmitski.

land und Italien brachte in die Schweiz für die Franzosen einen Rückschlag. Generallieutenant Hoke, von Richtersweil am See gebürtig, brach mit den Oesterreichern wieder in Bünden ein und in blutigen Gefechten wurden die Franzosen zurückgetrieben. Das ganze Alpengebiet bis zum Gotthard fiel in die Hände der Oesterreicher, während der Erzherzog Karl, von Norden her über den Rhein eindringend, die Truppen Massena's vor sich her trieb und Zürich besetzte, womit die ganze Nithälfte der Schweiz in die Hände der Verbündeten gefallen war. Bei diesem unerwarteten Gang der Ereignisse frohlockten die

Emigranten und die helvetische Regierung floh von Luzern nach Bern.

Die schweizerischen Aristokraten entwickelten nunmehr eine lebhaftere Thätigkeit für Herstellung der alten Zustände. Die Freiheitsbäume und die helvetischen Rokarden wurden beseitigt. Nach St. Gallen kehrte der Abt Pantraz zurück, im Thurgau nahmen die früheren Gerichtsherren von ihren verlorenen Rechten wieder Besitz. In der Stadt St. Gallen, in Appenzell, Glarus, Schaffhausen und Zürich wurden die alten Verfassungen wieder hergestellt. In Bern und den inneren Kantonen erhoben sich Aufstände gegen die Helvetik. Doch gerieth diese Bewegung vielfach in Kollision mit den neuen Ideen, denn die Freiheitsgelüste der früheren Unterthanenländer standen der Wiedererweckung abgelebter Formen der Verfassung auf's schroffste gegenüber.

Im Laufe des Sommers hatte sich die Koalition gelockert. Oesterreich überwarf sich mit Rußland, neidisch auf Suworoff's Erfolge in Italien. Man beschloß eine gänzliche Aenderung der Kriegsführung. Die russischen Armeen sollten den Sieg in der Schweiz vollenden. Schon löste der Russe Korsakoff mit seinen Truppen den Erzherzog Karl bei Zürich ab. Ein zweites russisches Heer sollte Suworoff aus Italien über die Alpen führen, um sodann den Oberbefehl über das Ganze zu übernehmen. Beinahe ein Vierteljahr standen die beiden Armeen einander unthätig gegenüber, bis im August die Feindseligkeiten wiederum aufgenommen wurden. Erzherzog Karl leistete dem Befehle, die Schweiz, den Schauplatz seiner Siege, zu verlassen, nicht unmittelbare Folge. Massena hatte seinen linken Flügel an der unteren Aare in Folge Truppenverschiebung geschwächt. Der Erzherzog entschloß sich, über den Fluß zu gehen, um dem Feind in die Seite und in den Rücken zu fallen und ihm alle Verbindung abzuschneiden. Bei Groß-Döttingen oberhalb Klingnau versuchte er eine Brücke zu schlagen, um die Aare zu überschreiten. Allein durch die Wachsamkeit der Franzosen und den heftigen Widerstand von 36 zürcherisch-helvetischen Scharfschützen, welche hinter Bäume und Gesträuch vertheilt, ihre Schüsse so sicher abgaben, daß fast alle österreichischen Pioniere bei der Arbeit getödtet oder verwundet ins Wasser fielen, wurde dieses Unternehmen vereitelt.

Als der Erzherzog, seinem Grolle freien Lauf lassend, da er Korsakoff zu gemeinsamer Ausführung eines neuen Kriegsplanes nicht bewegen konnte, die Schweiz verließ, waren in derselben die Verbündeten noch durch 26,000 Russen unter Korsakoff und 25,000 Oesterreichern unter Hoze vertreten. Dazu wurde Suworoff mit 22,000 Mann aus Ita-

lien erwartet. Unterdessen suchte Massena aus der Unthätigkeit und der unerquicklichen Stellung sich herauszureißen. Die Hauptarbeit seines Planes fiel dem kühnen Gebirgskämpfer Lecourbe zu. Dieser hatte auf dem Relief des General Wysser von Luzern das System des Hochgebirgs studirt. Wie ein Adler schwebte er mit seinem militärischen Scharfblicke über dieser Welt von Felsen und Abgründen. Mit bewunderungswürdiger Genauigkeit wurde der Plan ausgeführt. Zur vorgeschriebenen Zeit setzten sich überall die französischen Heeresabtheilungen gegen die Oesterreicher in Bewegung. Mitte August sah man auf allen Fuchsteigen, auf allen noch so ungangbar scheinenden Pfaden französische Trupps marschiren; in den stillsten Thälern toste der Kampf und roth gefärbt vom Blut gefallener Krieger flossen die Gletscherbäche ins Thal. Furchtbar war der Kampf dort oben in der schauerlichen Gebirgswildniß, an der Teufelsbrücke, der Schöllenschlucht und der Grimsel. Meistens löste sich die Ordnung. In wildem Durcheinander, unter furatbarer Kraftanstrengung, die Gewehre als Alpenstöcke benutzend, erklimmen die Soldaten die Felswände. Mit dem Tosen der Gebirgsbäche mischten sich der Wirbelton der Trommeln, die schrillen Töne der Hörner und die gellenden Schlachtrufe der Truppen. Ein furchtbares Echo erscholl durch die Klüfte vom Donner der Kanonen. Duzende fielen in die Abgründe und wer schwer verwundet am Wege niedersank, blieb rettungslos verloren. Bis zum 16. August waren die Franzosen Meister der Centralalpen. 11 Kanonen, 6000 Gefangene und Todte hatten die Oesterreicher verloren; die Franzosen büßten nur etwa 1500 Mann ein. Die eiserne Willenskraft und schneidige Entschlossenheit Lecourbe's hatte vor allem diesen Triumph ermöglicht.

Die Entscheidung lag nun bei Suworoff. Sein Projekt war, mit 20,000 Mann schnurstraks auf kürzestem Wege über den St. Gotthard hinüber zu gelangen, längs der beiden Ufer des Vierwaldstättersees vorzudringen und den Vorstoß auf die Neufelmlinie gegen Massena's Hauptquartier zu machen, während Korsakoff und Hoze von Osten her die Franzosen anfaßten. Bei diesem Plan war eine Kleinigkeit übersehen. Damals gab es gar keine Straße vom St. Gotthard nach Schwyz, weil die Gotthardstraße in Altorf endete und der Weg nach Schwyz nur zu Wasser über den Urnersee, oder auf Hirten- und Jägerpfaden gemacht werden konnte. Somit ward das Marschziel ein vollständiger Mißgriff.

Auf den 26. September hatte Suworoff, welcher nun schon gegen den Gotthard rückte, Korsakoff und Hoze beordert, den Angriff auf Massena zu unter-

nehmen. Allein Letzterer kam schon am 25. zuvor. Er stellte sich, als wolle er unterhalb Brugg die Aare überschreiten, that dies aber in einer dunkeln Nacht vom Nebel begünstigt auf der unbewachten Stelle bei Dietikon und zerstreute die überraschten Russen auf der andern Seite der Limmat. Von allen Seiten rückten die Franzosen gegen Zürich heran, rings um die Stadt wurde mit Verzweiflung gefochten. An der Seite der Franzosen kämpfte auch mit Auszeichnung die „helvetische Legion“ d. h. die Truppe der helvetischen Regierung. Selbst in der Stadt

Ein beklagenswerthes Opfer war der berühmte J. Casp. Lavater. Ein tobender Soldat traf denselben, als er aus seinem Hause trat, um den Vermundeten und Sterbenden Trost zu bringen, mit seiner Kugel, von deren Folgen ihn ein Jahr später der Tod erlöste. Zürich wurde auch ökonomisch hart mitgenommen. Zu den Requisitionen kam noch ein Anleihen von 600,000 Fr., welches Massena der Stadt auferlegte. Mancher Eigenthümer, mancher Fabrikherr büßte 40—50,000 Gulden ein.

Schon vorher hatte ein schwerer Schlag die Ver-



Suvoroff ließ ein Grab für sich graben und rief mit mächtiger Stimme: „Ihr seid nicht mehr meine Kinder, ich will nicht mehr Euer Vater sein; es bleibt mir nichts mehr übrig, als zu sterben, begrabt mich hier!“

schlug man sich mit den darin gebliebenen Russen herum, bis dieselben unterlagen. Zügellos haust die Sieger, bis Massena persönlich Ordnung schuf. Die Straßen waren von Leichen bedeckt. Korsakoffs Armee war zur Hälfte todt, verwundet oder gefangen. In Zürich gaben die Anhänger des Alten ihre Sache für verloren; die Emigranten flohen, mit ihnen Altschultheiß Steiger von Bern, der bald hernach zu Augsburg starb. „Zürich,“ sagt ein französischer Geschichtschreiber, „ist der schönste Kranz Massena's, kein anderer Feldherr hat einen schönern errungen.“

bündeten im Oberlande getroffen. Zwischen Balensee und Zürichsee lag Hoke's Armee, etwa 12,000 Mann, ebensovielen Franzosen gegenüber. Unvorsichtigerweise hielt er seine Macht zu wenig beisammen, sie war auf die ganze Linie vertheilt. Da gelang es dem General Soult oberhalb Schänis den Uebergang über die Linth zu erzwingen. Einer der ersten Opfer dieser Niederlage war Hoke. Auf einer Rekognoszirung der Gegend wagte er sich zu weit hinaus; er ward mit seinen Leuten umzingelt und fiel von Kugeln durchbohrt unweit seines Geburtsortes.

Mit der zweiten Schlacht bei Zürich und Hoze's Tod war der große Feldzug in der Schweiz entschieden. Die Oesterreicher nahmen den Rückzug gegen den Bodensee und Korsakoff sah sich ebenfalls gezwungen, bei Glisau die Schweiz zu verlassen.

Am schlimmsten erging es dem aus Italien zu Hilfe ziehenden Suworoff. Dieser seltsame Mann trug eine eiserne Seele in einem unansehnlichen Körper. Trotz seines Alters von 70 Jahren und seines hageren Aussehens bewahrte er die Kraft und das Feuer der Jugend. Die kalten Bäder, die Enthaltbarkeit, die Thätigkeit und das strenge Soldatenleben hatte seinen Leib und seinen Charakter gestählt. Er schlief auf einem Strohsack unter einer wollenen Decke und theilte die Kost seiner Soldaten. Er besaß eine Schnelligkeit des Blicks und Schaffens, die ans Prophetische grenzte. Einfach in der Kriegskunst, faßte er seine Taktik in zwei Worte zusammen: „Vorwärts — Zugeschlagen!“

Nachdem er ein Korps von 6000 Mann unter Rosenberg über den Lukmanier ins Vorderrheinthal vorrücken ließ, um einen Seitenangriff auf die im Urserenthal stehenden Franzosen zu unternehmen, rührte er selbst die Hauptmacht über den Gotthard. Noch gab es dort keine Kunststraße; ein steiler, schmaler Saumpfad, der besonders gegen Nirolo hin sich senkrecht gegen die Tremolaschlucht hinabzog, stand allein zur Verfügung. Auch hatten die Franzosen an der Gotthardhöhe eine überaus günstige Stellung. Aber was vermag nicht ein glänzend gabter, von dämonischer Willenskraft beseelter Feldherr, der seine Truppen zu Siegen zu führen gewohnt ist! Suworoff war der Seinen sicher; diese folgten dem alten Haudegen durch Dick und Dünn. Als man oberhalb Nirolo auf die Vorposten des Feindes stieß, sandte er auf einem höchst mühsamen, nur wenigen Hirten bekannten Fußsteig, eine Abtheilung direkt auf die Höhe mit dem Auftrag, den Franzosen in den Rücken zu fallen. Ungestüm drang er selbst vor. Nur langsam, Schritt für Schritt, wich der Feind vor der Uebermacht der Russen. Auf diese Truppen, die plötzlich aus den gesegneten Fluren Italiens in die engen Felschluchten der Alpen eintraten, um sich den Schnee- und Eisregionen des Gotthard zu nähern, machte dieser rasche Uebergang aus der heitersten Fruchtbarkeit in eine wilde düstere Natur von riesenhaften Dimensionen den Eindruck, den das Gewaltige und Ungeheure unwillkürlich erweckt. Sie fühlten sich beengt, heunruhigt und schwankten zum ersten Male in ihrem Vertrauen auf den sieggewohnten Feldherrn. Es kam zu Ausbrüchen des Ungehorsams, die zu dämpfen es der ganzen Geistesgegenwart Suworoff's und seiner

Kunst, die Menschen zu behandeln, bedurfte. Er ließ ein Grab für sich graben und rief mit mächtiger Stimme: „Ihr seid nicht mehr meine Kinder, ich will nicht mehr Euer Vater sein; es bleibt mir nichts mehr übrig, als zu sterben, begrabt mich hier!“ Mit Hurrah! rissen die Soldaten ihren alten Führer aus der Grube heraus. Erst auf den Angriff von oben zogen sich die Franzosen nach Hospenthal zurück. Als Lecourbe die Nachricht erhielt, daß seine Vorposten von dem in Andermatt eintreffenden Rosenberg angegriffen wurde, faßte er den kühnen Entschluß, noch vor Tagesanbruch den gefährlichen Weg über den Bägberg ins Göschenenthal anzutreten. Wie erstaunten die Russen, als sie auf einmal die Franzosen verschwunden sahen! Sie drangen gegen die Teufelsbrücke vor, aber hier stand die französische Artillerie. Da leisteten die Russen fast Unmögliches; unter dem mörderischen Feuer kletterten sie den steilen Rand der Klüfte hinunter, durchwateten den wildschäumenden Fluß und erklimmen das jenseitige Ufer. So ward die Brücke genommen, der Uebergang über den gesprengten Bogen mit Brettern, Baumstämmen hergestellt.

In der von wilden, kahlen Granitfelsen gebildeten Schöllenschlucht, durch welche die Klüfte mit gehetzten Wellen stürmt, da wo die Felsabhängen immer näher treten, immer schroffer werden, überrascht heute den Blick ein seltsames Bauwerk. In die himmelanstrebende Felswand ist eine Nische von riesigen Dimensionen gesprengt. In dieser steht das in Gestalt eines gigantischen griechischen Kreuzes in Gotthardgranit erstellte Denkmal, welches zur Erinnerung an die denkwürdige Ueberschreitung des Gotthardpasses durch die russische Armee vergangenes Jahr unter großartigen Vorkehrungen auf Kosten der russischen Regierung errichtet worden ist. Es trägt die Inschrift: „Den tapfern Mitkämpfern des General-Feldmarschalls Graf Suworoff-Nimnitski, Fürst Italiski.“

Unterdessen war Lecourbe nach Amsteg hinunter geeilt, trieb unter blutigem Gefecht die aus dem Vorderrheinthal eingedrungenen Oesterreicher ins Maderanerthal, marschirte nach Seedorf und ließ alle Schiffe auf dem Flüeler See wegbringen, um Suworoff an der Fortsetzung seines Marsches zu hindern. Als die abgehezten, ausgehungerten Russen den See erreichten, sahen sie sich in eine Sackgasse verrannt. Eine unwegsame Gebirgsmasse trat ihnen entgegen und streckte ihre nackten Felsenarme in das finstere Schächenthal hinaus wie ein riesiger Wegweiser des Schicksals.

Suworoff durfte keinen Augenblick zögern, mußte vielmehr so eilig als möglich nach Zürich zu kommen

suchen, um Korsakoff und Hoke, die nun im Kampfe standen, Beistand zu leisten. Der Marsch nach Schwyz wurde beschlossen. Ohne den Truppen Ruhe und Rast zu gönnen, schlug der unerbittliche Feldherr den Weg ins wilde Schächenthal ein, um von da über die steile Höhe des Rinzig-Kulm den Weg ins Thal der Muotta zu finden. Noch am Abend trafen die ersten Kosakenschwärme in Muotta ein und nahmen dort ein paar Kompagnien Franzosen gefangen, die von dem nur drei Stunden entfernten Schwyz dorthin gesandt worden waren. Der Zug des ganzen

Mützen oder Kappen, lange Bärte und Schnäuz, die ihnen ein fürchterliches Ansehen verschaffen. Sie haben Karabiner und kleine Spieß an langen ledernen Riemen, die sie künstlich zu werfen und wieder zurück zu ziehen wissen, einen großen Säbel, auch Pistolen und Dolche. Die Reiterei ist vortreflich, obwohl die Pferde klein sind, so sind sie doch außerordentlich schnell und wohl abgerichtet. Sie haben auch überhaupt strenge Mannszucht, Uebertreter werden strenge bestraft. Die Offiziere sind köstlich gekleidet gewesen. Die russische Infanterie



Kampf an der Teufelsbrücke. Angriff der Russen.

Heeres, der sich raupenartig über die öden Felsmassen hinbewegte, dauerte sechszig Stunden. Es war kein Leiden, das erschöpfte Soldaten treffen kann, ihnen erspart worden und viele waren der Ermüdung erlegen oder hatten in den grausigen Felsabgründen ihr Grab gefunden! — Ein Augenzeuge aus dem St. Schwyz beschreibt die russische Armee folgendermaßen: „Sie bestand aus allerlei Völkern, deren Sprache kein Mensch hier verstehen konnte. Russen, Kosaken, Kalmüken und Tartaren, harte, rohe, kriegerische Leute von schwarzbrauner Farb, einige waren großer Statur und aller Strapazen gewohnt. Sie haben lange, weite, gefaltete Hosen, zugespitzte rothe

hat sonst nichts Außerordentliches an sich. Ihre Kleidung war grün, die Aufschläge von verschiedener Farbe; ihre Mützen waren mit gelben Schnüren eingefaßt. Sie waren auch sehr mäßig und bescheiden, weder Geistlichen noch Kirchen noch Weibsbildern hatten sie auch nur die geringste Schmach zugefügt, im Gegentheil betrugten sie sich andächtig und fromm und wenn sie raubten, so geschah es nur nothgedrungen, den Hunger zu stillen, wenn man ihnen nicht freiwillig geben wollte.“

Hier erfuhr Suvoroff die erschütternde Nachricht vom Siege Massena's bei Zürich. Was sollte er thun? Er war völlig abgeschnitten von seinen Ver-

bündeten und hatte vor sich und hinter sich den Feind. Diese furchtbare Enttäuschung preßte dem in Sieaen ergrauten Krieger Thränen aus den Augen. Was er nie in seinem Leben gethan, mußte er jetzt auf sich nehmen: den Befehl zum Rückzug geben zu lassen. Ueber den Pragel gelangten die Russen unter fortwährenden Kämpfen in's Klönthal und dann nach Glarus. Suwaroff's Hoffnung, dort mit den Oesterreichern sich verbinden zu können, ward getäuscht und er war genöthigt, durch's Sernstthal zu ziehen und noch einmal einen Gebirgspañ mit seinen müden Truppen zu überschreiten, den Panixerpaß. Ein frisch gefallener, zwei Fuß tiefer Schnee, der mit jedem Schritte wich, deckte die schmalen Fußwege, auf welchen die Felsmassen des Gebirgrückens einzeln und mühsam erklettert werden mußten. Von der Höhe herab, so weit das Auge reicht, zeigten sich Graubünden und Tirol als eine ungeheure Schneewüste: keine menschliche Spur, kein Pfad war zu sehen, kein Strauch, um Feuer zu machen. Auf dem jenseitigen Abhange war der Schnee durch die kalten Winde so glatt gefroren, daß nur der Sturz der vorderen Menschen und Pferde die folgenden warnen konnte, den gefährlichen Steig mit einem andern eben so gefährlichen zu vertauschen. Unzählige Opfer hatte dieser Marsch gekostet; die Kranken und Verwundeten mußten ohnedies zurückbleiben. Am 10. Oktober kam die Armee im Bodderrheinthal an, wo sie die ersehnte Ruhe fand. So schloß dieser wunderbare Alpenzug, der an kühnen Abentheuern und an Ausdauer der Truppen Alles hinter sich läßt, was die gerühmtesten Bergzüge alter und moderner Zeit aufzuweisen haben. Mit Recht konnten die Russen dreizehn Jahre später den Rückzug ihrer Feinde über die Beresina als Nemesis für ihre erduldeten Strapazen ansehen. Mühsam erreichte Suworoff Mitte Oktober Lindau. Der Kaiser Paul rief ihn und sein Heer zurück. So verschwand dieses im Herzen der Alpen so fremdartige Meteor wieder im Nebel des Nordens. Im folgenden Jahre starb der Held in Petersburg im Gefühl der bittersten Kränkung an gebrochenem Herzen. Man hatte sich in der halben Schweiz, in einem Umfange von mehr als sechzig Stunden, geschlagen. Massena zählt in seinem Bericht als Früchte seines Sieges 20,000 Gefangene, über 10,000 Todte und Verwundete, 100 Kanonen, 15 Fahnen und Helvetiens Befreiung von den Feinden auf. Die Schweiz war nur noch ein großes Feuermeer und über dem Horizont dieses Kriegsschauplatzes glänzte Massena's Stern, denn er hatte die Siegesgöttin, welche das französische Heer zu fliehen schien, wieder zu ihrer Fahne zurückgeführt. Begeistert nannten die schweizerischen Ráthe ihn

und sein tapferes Heer die Retter Helvetiens! — Die helvetische Republik war jetzt wieder in ihrem vollen Umfange hergestellt und die Regierung saß neuerdings fest im Sattel. Doch war diese Befestigung nur scheinbar. Dem neuen Staat wurde die Existenz verkümmert durch das schreckliche Elend, welches dieser Krieg hinterließ. Es ist unsäglich, wie die Schweiz durch den Kampf der fremden Heere gelitten hatte.

Die Franzosen behandelten die von ihnen besetzt gehaltenen Gegenden wie erobertes Land. Vorráthe und Zeughäuser wurden völlig geleert. Das Vieh nahm in bedrohlicher Weise ab. Wie Zürich, so mußten auch andere Städte große Summen bezahlen: Basel 800,000, St. Gallen 40,000 Franken. Der kleine Kanton Baden schätzte seinen durch die Anwesenheit der französischen Truppen verursachten Schaden auf 4,800,000 Fr. Die Einwohner von Wallis und den Waldstätten hatten nichts mehr als ihre Felsen und die Trümmer der Wohnungen und waren gezwungen, ihr Brod in den flachen Gegenden zu erbetteln. Im Urserenthal blieben von 220 Saumpferden noch 40, und von 40 Bergochsen noch 3. Dieses Thal hatte innert einem Jahre 861,700 Mann verpflegen müssen. Elf Monate hindurch hatten die öffentlichen Beamten, hohe und niedere, keinen Heller an ihrem Gehalte bezogen. Selbst Massena's Heer hatte seit vier Monaten keinen Sold erhalten. Die Ausgaben des Thurgaus beliefen sich innert drei Monaten an Lebensmitteln und Einquartirungen auf über 1,340,000 Gulden. Das Städtchen Arbon wurde mit einer Brandschätzung von 75,000 Fr. heimgesucht und im Kanton Freiburg hatte ein kleines Dorf in einem halben Jahre 25,000 Mann Einquartirung gehabt. Der Bezirk Lichtensteig lieferte den Franzosen binnen neun Monaten in Lebensmitteln und Geld über 60,000 Gulden. Ein Theil des Kantons Zürich glich einer Einöde. Neben, Gärten und Fruchtbäume waren verheert; viele Gemeinden hatten kein Korn, um ihre Felder anzusäen, kein Futter für das Vieh. Die Preise der Lebensmittel stiegen in's Ungeheure. Bei der Stockung der Fabriken blieben Tausende von Händen unbeschäftigt. Das Land Glarus war in's äußerste Elend gestürzt. Selbst um Geld war kein Brod zu bekommen; das Volk riß halbreife Erdäpfel aus, um seinen Hunger zu stillen. An vielen Orten dachte die in's Elend und zur Verzweiflung gebrachte Bevölkerung an massenhafte Auswanderung.

Der französische Gesandte schrieb über das Kriegselend der Schweiz an seine Regierung am 20. November 1799: „Man kann sich kaum einen Begriff



machen, welchen Grad das Elend erreicht hat. Die kleinen Kantone sind eine Wüstenei. Das französische Heer ist binnen sechs Monaten drei- bis viermal im Hin- und Hermarsche zwischen Glarus und dem Gotthard gestanden und hat Dinge gethan und gelitten, die fabelhaft scheinen. Ueberall mangelt es an Futter, überall schlachtet man das Vieh; die Zugpferde sind zu Grunde gerichtet und dem Ackerbau entzogen. Bei einer solchen Sachlage ist ein Heer von 95,000 Mann eine Geißel für Helvetien und Helvetien eine Geißel für das Heer." Ein

mand zu widerstehen vermocht. Möge man stets dafür sorgen, ruft Nationalrath Dr. Hüthy in seinem „politischen Jahrbuch“, daß diese gefahrvolle Situation nach Innen und nach Außen nie mehr wiederkehre, daß den berechtigten Wünschen der noch Gedrückten ihr Recht, aus eigener Entschliezung der Bessergestellten, widerfahre und daß die schweizerische, einheitlich geordnete und stets schlagfertige Wehrkraft ein Palladium bleibe, an das Niemand, auch nur entfernt, zu rühren wage. Denn noch heute beruht in erster Linie Freiheit und dauernde Wohl-



Uebergang der Russen über den Panigepaß.

Todesengel schwebte über den Bergen und Thälern der Schweiz. Die Franzosen hielten das Land noch bis 1801 besetzt und alle Vorstellungen, es möchte Frankreich seine Armee selbst erhalten, blieben ungehört. Inzwischen brach der innere Krieg zwischen den beiden politischen Parteien mit voller Kraft los, was wir später erzählen werden.

Hätte die bernische Aristokratie die Kraft besessen, ihre Waffen und Schätze gegen die eindringenden Franzosen zu gebrauchen, statt dieselben für die Wegnahme aufzusparen, würde ihr Staatswesen neuerdings befestigt worden sein, denn dem Zauber des frischen kriegerischen Ruhms hätte bei uns Nie-

fahrt der Eidgenossenschaft auf der Ueberzeugung des Auslandes, daß sie nicht vergewaltigt werden kann. Man sieht jetzt deutlicher als je, daß man zu rechter Zeit für militärische Hilfsmittel sorgen muß und nichts vernachlässigen darf, um stets auf der Höhe der jeweiligen Ausbildung und Ausrüstung zu bleiben. Die Erfahrung, die man sonst im Falle der Prüfung machen muß, ist zwar ein guter Lehrmeister, aber ein theurer und es kann dazu kommen, daß nicht einmal Kräfte genug vorhanden sind, um sich nach schweren Schlägen wieder aufzuraffen. Darum: „Wenn Du den Frieden willst, so rüste zum Krieg.“